

Arbeitsgesellschaft im Wandel?

125 Jahre Rerum Novarum.

Dr. theol. Thomas Wallimann-Sasaki, Sozialinstitut KAB, Zürich / Schweiz

Mit der Enzyklika „Rerum Novarum“ („Über die neuen Dinge“) nahm Papst Leo XIII 1891 erstmals in hochoffizieller Form zu den Entwicklungen der Industrialisierung und ihren Folgen für die Arbeitenden und die Gesellschaft Stellung und formulierte wichtige ethische Leitlinien. 125 Jahre später stehen wir gesellschaftlich und in der Arbeitswelt an einem andern Ort. Was hat sich in der Arbeitswelt verändert? Ich werde einige Punkte der Veränderung skizzieren und fragen, wie die ethischen Wegweiser der Katholischen Soziallehre auch heute wegweisend sind.

Mensch und Arbeit

Die Entwicklung der Arbeitswelt kann man in vier große Phasen der Industrialisierung einteilen. Mit dem ersten mechanischen Webstuhl (1784) beginnt die Industrialisierung als Mechanisierung. Eine zweite Phase bildet im Gefolge des Taylorismus (Arbeitsteilung und Berechnung der Teilleistungen) die Erfindung der Produktion am Fließband (Ford, Automobilbau nach 1870), verbunden mit der aufkommenden Elektrifizierung. Einen dritten Entwicklungsschritt bringen die Erfindung der ersten programmierbaren Steuerungen ab 1969 und die einsetzende Automatisierung. Heute sprechen viele von „Industrie 4.0“ als neueste Phase dieser Entwicklungsgeschichte. Gemeint ist die Verbindung von Mensch, Arbeit, Robotertechnik und intelligenter Netzwerke (Internet, etc.).

Arbeitszeiten

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich die wöchentliche Arbeitszeit halbiert. Von 6 oder gar 7-Tage-Weekend mit täglichen Arbeitszeiten von 15 und mehr Stunden führte die Entwicklung zu einer starken Reduktion. Doch auch heute gibt es weiterhin Berufsgruppen, die weit mehr als die „gewöhnlichen“ 40-42 Stunden pro Woche arbeiten. Es arbeiten aber viele Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen mit mehreren Jobs gleichzeitig. Zudem sind die weltweiten Unterschiede nach wie vor enorm.

Arbeitsorte und –sektoren

Mit der Industrialisierung beginnen sich Wohn- und Arbeitsort zu trennen. Dies führte auch zur Trennung von Arbeits- und Freizeit. Nur vor diesem Hintergrund kann etwa das Denken von „Work-Life-Balance“ verstanden werden. Doch auch die Arbeitsformen haben sich verändert. Arbeiteten (in der Schweiz) 1950 noch gut 87% aller Menschen im Handwerk und lediglich 13% in Büroberufen, sind es 1970 immer noch 76% im Handwerk zu 24% in den Büros. Doch in der Zeit bis 2010 kommt die große Verschiebung: nur noch 21% arbeiten als Handwerker während die Büroarbeitsplätze auf 79% angestiegen sind. Gleichzeitig stellen wir heute auch eine „Rück-Verschiebung“ zum „Home-Office“ fest – wobei die Möglichkeiten der Kontrolle hier nicht zu den alten Freiheiten führen, sondern eher einer Kombination von Aufsicht und Mobilitätsbegrenzung entsprechen.

Wirtschaftsphilosophien

Betrachte ich die Denkmuster hinter den Entwicklungen, fällt die dominierende Orientierung am stetigen Wachstum auf. Flexibilisierung und Reorganisationen dienen häufig einzig diesem Ziel. Verbunden ist dies mit einer „Monopoly-Mentalität“.

Wer je „Monopoly“ gespielt hat weiß, dass „Zürich Paradeplatz“ nicht nur das teuerste Feld ist, sondern auch, dass wer dort Hotels bauen kann, das Spiel gewinnt. Dem ungebremsen Manchester-Liberalismus der Frühindustrialisierung ist nach Zeiten der Begrenzung eine Haltung des Spiels und der Wette gefolgt, die alle Arbeitsbereiche der Finanzindustrie unterordnet. Kein Wunder, dass die Frage nach organischem Wachstum brennend geworden ist.

Wert- und Sinngebung

Der Wandel in der Arbeitswelt ist nur ein Aspekt, wenn wir auf die letzten 125 Jahre zurückblicken. Bereits 1891 machte Papst Leo XIII deutlich, dass Wirtschaften und Arbeiten nicht Selbstzweck sind und einer Ordnung bedürfen. Sinnvorgaben kann die Wirtschaft nicht selber liefern. Wegweiser von außen sind nötig.

Diese ethischen Wegweiser – in der Tradition der Katholischen Soziallehre „Sozialprinzipien“ genannt – basieren auf dem biblisch-christlichen Menschenbild als Wertboden. Merkmale dieses Bodens sind, dass Menschen Geschöpfe Gottes sind. Sie haben sich das Leben nicht selber gegeben. Daraus folgt eine Grundhaltung der Dankbarkeit wie auch der Abhängigkeit im Sinne einer Beziehungsnotwendigkeit. Dies setzt kritische Grenzen, wenn der Mensch als reiner, einzig leistungsorientierter Macher und als auf sich bezogenes, denkendes Individuum gesehen wird. Wesentlich für das biblisch-christliche Menschenbild ist, dass wir Menschen nicht im Himmel sind, sondern auf einer begrenzten und von Fehlern geprägten Erde leben, zwar immer wieder das Gute und Richtige wollen, und trotzdem Fehler machen. Wir wissen um die Möglichkeit des Paradieses und der Vollkommenheit und spüren auch die Versuchungen dahin – etwa wenn wir uns wünschen, dass unsere Leistungen, Wissen oder auch Systeme doch die Probleme dieser Welt lösen könnten. Doch das biblisch-christliche Menschenbild erinnert daran, dass der Himmel kein Werk des Menschen ist und dass Menschen lernen müssen, mit Unvollkommenheiten zu leben und die Spannung auszuhalten, dass eine vollkommene Welt nicht machbar ist, trotzdem aber die Hoffnung für eine gerechtere Welt lebendig erhalten.

Mensch als Mittelpunkt – statt Mittel.Punkt

Auf diesen Kernaussagen baut die Katholische Soziallehre auf und fordert, dass im Zentrum menschlichen Handelns der Mensch als Mensch stehen muss. Strukturen, Arbeitsplätze, die Wirtschaft wie auch die Politik müssen für den Menschen da sein und nicht umgekehrt. Dies lässt kritisch anfragen, wenn Industrie 4.0 so verkauft wird, dass nun alles für den Menschen gemacht werde – und doch durchschimmert, dass die Vernetzungen doch eher für den Nutzen von Unternehmen und Wirtschaft da sind.

Vorrangige Option für Benachteiligte und Armen

Ob der Mensch als Mensch im Fokus steht zeigt sich im Umgang mit den Benachteiligten. Bereits das Alte Testament wie auch Jesus haben immer wieder ermahnt, dass sich die Wertschätzung des Menschen daran zeigt, wie wir mit jenen am Rand der Gesellschaft und der Arbeitswelt umgehen. Solche Hilfen können sowohl persönlich wie auch strukturell geleistet werden.

Hilfe zur Selbsthilfe und Anspruch auf Unterstützung

Mit dem Subsidiaritätsprinzip kennt die Soziallehre einen Wegweiser, der Hilfe zur Selbsthilfe verlangt und jedem und jeder als Einzelne wie auch Organisationen auf allen Ebenen der Gesellschaft eigenverantwortliches Handeln zumutet. Das

Subsidiaritätsprinzip verpflichtet aber auch übergeordnete Stellen und Ebenen zur Hilfe, wenn einzelne oder untergeordnete Instanzen überfordert sind. So wenig wie also einzig der Sozialstaat gesellschaftliche Probleme lösen kann, so wenig gelingt dies, wenn einfach nur Eigenunternehmertum gefordert wird.

Gemeinwohl, damit es wirklich allen gut geht

Schliesslich soll das Ziel nicht aus Augen verloren werden: die Sozialprinzipien zielen auf das Wohl wirklich aller Menschen! Dieses Wohl misst sich daran, dass nicht die einen übermässig profitieren, während andere übermässig Lasten tragen müssen – auch hier ist Abwägen gefragt. Dies betrifft etwa die berühmte Frage nach der Lohnschere und der Gestaltung von Nutzen- und Lastenverteilung unter Berücksichtigung von Positionen, Privilegien und Begabungen.

Sorge für die Schöpfung – alles ist mit allem verbunden

Mit der jüngsten Sozialzyklika „Laudato si“ stellt Papst Franziskus das Prinzip der Nachhaltigkeit und die Sorge für die Schöpfung als Wegweiser zur Gestaltung von Gesellschaft und Wirtschaft ins Zentrum. Die Sorge um den Menschen und die Sorge für die Umwelt können nicht voneinander getrennt werden. Unser nationaler Blick muss immer wieder global geöffnet werden.

Vieles hat sich seit *Rerum Novarum* verändert. Wir blicken auf unglaubliche gesellschaftliche und technische Entwicklungen. Die Welt ist zum Dorf geworden, die Arbeitswelt von der Fabrik zurück in die Stube gekommen. Doch geblieben ist die Notwendigkeit einer ethischen Orientierung und Sinnggebung!